

Leseprobe aus:

Karin Wieland
Das Geschlecht der Seele



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



Karin Wieland

*Das Geschlecht
der Seele*

Hugo von Hofmannsthal,
Bert Brecht und die Erscheinung
der modernen Frau

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25674-3

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

»Wir gleichzeitig Lebenden sind für einander
von einer geheimnisvollen Bedeutung.«
Hugo von Hofmannsthal am 14. März 1902
an Rudolf Alexander Schröder

Inhalt

| | |
|--|---------|
| <i>Kapitel 1 bis 17</i> | 9 |
| Hugo von Hofmannsthal Stefan George Max Reinhardt Gertrud Eysoldt | |
| <i>Kapitel 18 bis 40</i> | 121 |
| Bertolt Brecht Carola Neher Helene Weigel | |
| Anmerkungen | 276 |
| Literatur | 290 |
| Textnachweis | 298 |
| Bildnachweis | 300 |
| Dank | 302 |

Er war das Fräulein, auf dessen Ankunft die Welt gewartet zu haben schien. Die Welt, das ist Wien, die Hauptstadt des brüchigen Reichs der Habsburger. Hugo von Hofmannsthal geht noch zur Schule, als seine Gedichte bereits gedruckt werden. Die bärtigen Männer der Wiener Boheme fragen sich, wer außerhalb ihres Kreises diesen neuen Ton angeschlagen hat, und wundern sich, wenn der zarte Jüngling vor ihnen steht. 1874 geboren, war er bei seinem ersten öffentlichen Auftreten siebzehn Jahre alt. Als Sohn eines beamteten Bankdirektors und einer Mutter, die aus einer k. u. k. Notarsfamilie stammt, kann er noch nicht allzu viel erlebt haben. Doch die Vielstimmigkeit seiner Texte beeindruckt. Hofmannsthal besitzt die Gabe des Alles-sagen-Könnens. Ob in Sonetten, Terzinen, Jamben oder im Essay, ihm stehen sämtliche Register des sprachlichen Ausdrucks zur Verfügung. Nichts scheint ihn von der Vergangenheit zu trennen. Seine Verse erwecken den Eindruck, als ob er zwischen den Zeiten wandeln könne. Noch beunruhigender war allerdings, dass er schreibt und spricht, als ob sein Leben bereits hinter ihm läge. Hugo von Hofmannsthal ist ein Frühvollendeter, einer, der um den Gehalt des Lebens weiß, ohne tatsächlich gelebt zu haben. Daran wird sein persönliches Leben nichts oder nur wenig ändern.

An eine Rokokofigur erinnert er. Willensstärke oder Tatendrang sind ihm fremde Begriffe. Für das 19. Jahrhundert ist er damit schlecht, für das 20. miserabel ausgestattet. Das Maßhalten ist ihm wichtig, die Regelmäßigkeit der Abläufe muss gewahrt sein, weshalb ihn der Wechsel der Jahreszeiten beruhigt. Takt, das Gefühl für die Nuance, scheint ihm angeboren. Zu Hofmannsthal gehört der Liebreiz, die leichte Hand, schmeichelnd bei der Berührung, die flüchtige Geste, die aristokratische Grazie und die gepflegte Melancholie. Geboren am Ende eines Jahrhunderts der Revolutionen, erinnert seine Erscheinung und seine Begabung an den Glanz längst vergangener Zeiten. Sein dichterisches

Genie betrachtet Hofmannsthal als das Wertvollste, was ihm mitgegeben worden ist. So spricht er von sich selbst gerne in der dritten Person als »der Dichter«, was selbst bei seinen Freunden Befremden hervorruft.

Er ist nicht nur hübsch. Seine dunkle Gesichtsfarbe, seine ebenmäßigen Zähne, die weichen dunkelblonden Haare und seine schönen dunkelbraunen Augen, die perfekt gestalteten Ohren und der ephebenhafte Körper fallen auf. Seltsam konterkariert werden diese Attribute mädchenhafter Anmut jedoch durch seine große, gerade Nase und die vollen, leicht herabhängenden Lippen. Diese eher unschönen Partien seines Gesichts verleihen ihm einen seltsamen Reiz. Wenn er lacht, was, als er jung war, häufig geschieht, bilden sich in seinen Wangen Grübchen. Beim Sprechen begutachtet er gerne seine manikürten Fingernägel. Er hält sich die Nägel ganz nah an seine kurzsichtigen Augen, was wie ein nervöser Tick wirkt. Seine Stimme, die leicht zu kippen droht, ist hoch und näselnd. Dem Jüngling sieht man dies nach, aber je älter er wird, umso mehr wirkt seine Stimme unangenehm dünnlich. Hofmannsthal neigt zur Schusseligkeit, was seine vermeintliche Realitätsferne noch unterstreicht. Groß ist er nicht, zappelig in den Beinen und immer neugierig-nervös. Wenn er zuhört, begleitet er das Sprechen des anderen, mit einem kurzen, pausenlos aneinandergereihten »Ja-ja-ja-ja«.

Seine vornehmlich die Männer einschüchternde Präsenz verdankt sich keiner besonderen Anstrengung; als junger Mann ist er zumeist heiter und charmant. Trotz seiner erklärten Liebe zum Volk und seinen Eisenbahnfahrten in der 3. Klasse pflegt Hofmannsthal seinen Aristokratenhochmut: Er trägt den Beinamen »Edler« und fühlt sich auch gerne so. Dieser Namenszusatz lässt ihn noch mehr als einen Liebling der Götter erscheinen. Um seine Herkunft zu unterstreichen, drückt er sich im ziseliertesten Wiener Aristokratenargot aus, und kommt die Rede auf ein bestimmtes Adelsgeschlecht, zählt er unaufgefordert alle Mitglieder dieser Familie auf, mit denen er bekannt ist. Vielleicht weil seinem Großvater erst 1835 der Adelstitel verliehen worden war, haben es ihm die oberen Ränge besonders angetan.

Hofmannsthal ist der ewige Sohn. Kann er nicht zu Hause in Wien

sein, berichtet er seinen Eltern in ausführlichen Briefen, wie es ihm geht. Regelmäßig verbringt er seine Urlaube mit ihnen in Bad Fusch. Der Höhenkurort im Salzburgischen mit seinen Heilquellen gefällt der Mutter. Der Verzehr von Karlsbader Oblaten und das Beantworten von Telegrammen der Verwandten hält sie bei Laune. Ihr Sohn jedoch langweilt sich entsetzlich in der Gesellschaft von alten Hofräten, kleinen Möpsen und jungen Mädchen. Homer, Maupassant, Eichendorff und das *Linzer Tagblatt* lesend, vertrödelt er die Stunden im »Grand Hotel«. Obwohl es Hochsommer ist, muss er zum Schreiben seiner Gedichte Handschuhe anziehen, so feuchtkalt ist es in dem engen Tal. Die leeren Tage reihen sich aneinander, er möchte sich verlieben, doch als einziges Vergnügen bleibt ihm Lawn-Tennis. Rückblickend wird er sich als »der einsame Knabe in Bad Fusch« bezeichnen.

Hugo von Hofmannsthal war ein innig mit seinen Eltern verbundenes Einzelkind, was ihn jedoch nicht von kritischen Äußerungen ihnen gegenüber abhält. »Denn der Papa versteht wohl vieles vom Leben, aber gar nichts von dem, was das Eigenartige meines Wesens und das Besondere meiner Generation ausmacht; die Mama versteht davon vielleicht etwas, aber gar nichts von der Realität; es ist also viel besser, ich mache alles, wie ich glaube.«¹

Vater und Sohn schützen die hochsensible Mutter. Immer wieder leidet sie unter eingebildeten Krankheiten. Äußeren Widrigkeiten ist sie wehrlos ausgeliefert. Hofmannsthal fühlt diese Veranlagung auch in sich; die hysterischen Schübe der Mutter kommentiert er verständnisvoll und gelassen. Das Naturell des Vaters ist gänzlich anders. Harry Graf Kessler erlebt Hofmannsthal senior als einen elastischen, frischen und munter aussehenden Sechziger. Im Theater hat er es gerne lustig, und auch ansonsten ist er dem Leben zugewandt. Weniger lustig wird er allerdings, wenn es um die Zukunft seines Sohnes geht. Der Junge darf gerne dichten, wichtig ist nur, dass er eine gute Position hat. »Dichter« ist kein Beruf, und einen Beruf braucht man, um über ein gesichertes Einkommen verfügen zu können. Aus Pflichtgefühl studiert Hofmannsthal wie sein Vater Jura. Seine Studienjahre hat er eine Zeit »ohne Zuversicht« genannt. Nach vier Semestern und der ersten Staatsexamensprüfung gesteht er sich ein, dass er nicht eine Stunde eine

Beziehung zu seinem Studienfach hat finden können. Im bürgerlichen Sinn sieht er keinen Weg vor sich, den er einschlagen könnte. Leider ist er nicht reich genug und wird nie reich genug sein, um nur seinen Neigungen leben zu können. Weder den Status eines Hofrats noch die Laufbahn eines Mittelschullehrers kann er mit seinem Wesen vereinbaren. Für einen wie ihn, mit einer schulischen Durchschnittsbegabung, die zwar nach der mathematischen Seite »jäh abgeschnitten« ist, dafür aber literarische und sprachliche Stärken zeigt, bleibt nur die Gelehrtenwelt.

Hofmannsthal will also Professor werden. 1895 wechselt er an die philosophische Fakultät, drei Jahre später wird er zum »Doctor der Philosophie« promoviert. Seine Habilitation über Victor Hugo reicht er 1901 ein mit der Bitte um Erteilung der *venia legendi* in romanischer Philologie. Als das Professorenkollegium eine detaillierte Abgrenzung des von ihm vertretenen Gebiets innerhalb der Romanistik einfordert, zieht er sein Gesuch zurück. Eine »ernste Nervenerkrankung« nennt er als Grund.

Obwohl er sich damit von einem gesicherten materiellen Auskommen verabschiedet, sagt Hofmannsthal der Universität ab. Ein gewaltsames, seine Kräfte fast übersteigendes Hervordrängen seiner poetischen Produktion hat ihn belehrt, dass er unmöglich eine innere Doppelsexistenz führen kann. »Ich vertrage nämlich anhaltende sehr konzentrierte und schwere Arbeit mit Leichtigkeit, dagegen bringt mich eine Disharmonie, ein latenter Konflikt furchtbar herunter und nahezu aufs Krankenbett.«² Die Abhängigkeit seiner äußeren Lebensumstände von seiner inneren Verfassung wird ihn sein ganzes Leben quälen. Lässt seine poetische Produktion nach, dann kommt kein Geld in die Kasse. Zum Schutz seines Seelenraums entwickelt sich Hofmannsthal zu einem geschickten Geschäftsmann. Bei Verlegern und Redakteuren ist er als harter Verhandler bekannt. Seine Honorarforderungen versteht er durchzudrücken. Ist er mit einer Zahlung unzufrieden, schickt er den Scheck zurück mit dem Hinweis, man habe wohl übersehen, dass es sich beim Schreiben von Gedichten um eine konzentrierte und mühevoll arbeit handelt. Journalistische Honorare sind einem Dichter nicht angemessen. Gegenüber seinen Eltern rühmt er sich, über mehr Geschäftsgeist



Carl Morgenstern: *Blick über den Golf von Neapel*, 1869.
Privatsammlung

als sie zu verfügen. Der distinguierte junge Mann findet nichts dabei, um den Preis seiner Gedichte und Essays wie auf dem Markt zu feilschen. »Ich möchte nichts als weiter existieren können und meinen Salat und Kohl verkaufen so gut und schlecht, als die anderen ihn verkaufen«, so seine Einstellung im Juli 1900.³ Dieser Ton mag verwundern bei einem Künstler, von dem sich bis heute das Gerücht hält, dass er reich gewesen sei.

»Man hat manchmal die Empfindung, als hätten uns unsere Väter, die Zeitgenossen des jüngeren Offenbach, und unsere Großväter, die Zeitgenossen Leopardis, und alle die unzähligen Generationen vor ihnen, als hätten sie uns, den Spätgeborenen, nur zwei Dinge hinterlassen: hübsche Möbel und überfeine Nerven«, schreibt Hofmannsthal 1893 in seinem berühmt gewordenen Aufsatz über Gabriele D'Annunzio. Zwanzig Jahre zuvor war beim Börsenkrach ein großer Teil des Familienvermögens verlorengegangen. Die 1873 einsetzende Wirtschaftskrise war die einschneidendste und längste Depressionsphase vor dem Crash 1929. Der Glaube an die goldene Zukunft war von nun an erschüttert. Ab jetzt

wechseln sich Phasen wirtschaftlichen Aufschwungs mit Rezessionen ab. Hugo von Hofmannsthal ist keinesfalls der Erbe, der sich melancholisch in die Kissen fallen lassen kann, um im sorglosen Halbdunkel seiner gesicherten Existenz über das im Leben Versäumte zu rasonieren. Er muss jeden Tag seine Waren anpreisen.

Unter dem Druck, allein mit seinen künstlerischen Kräften seine Existenz zu sichern und ein gleichmäßiges, unauffälliges und gleichwohl angenehmes Leben zu finanzieren, leidet er mehr und mehr, je älter er wird. Sein Unbewusstes ist direkt mit den Geldströmen verbunden. Für jeden Text ist er von seiner inneren Gestimmtheit abhängig. Dieser Verquickung seiner künstlerischen Potenz mit den wirtschaftlichen Verhältnissen glaubt er auch seine Berufung zum Dichter zu verdanken.

Denn Hugo von Hofmannsthal wurde als Enterbter gezeugt. Er wurde während der Hochzeitsreise der Eltern 1873 in Neapel empfangen. Auf dieser Reise erhielt der Vater das Telegramm, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass das Familienvermögen verloren und er ruiniert sei. Ein Umstand, dem sein Sohn weitreichende Bedeutung verleiht, denn diesen Schicksalsschlag zu Anbeginn seines Lebens macht er für seine besondere Sensibilität verantwortlich: Dichternerven im Tausch gegen ein Vermögen.

Der Dichter findet seinen Platz nicht mehr an der Seite von Königen, sondern bei den Hunden. Er wohnt unter der Stiege. Niemand beachtet ihn dort, doch alle müssen ihn passieren. Seinen Fürstenmantel unter den Lumpen sieht man nicht. Er ist ohne Amt, ohne Recht und ohne Pflicht. Doch fühlt und sieht er das Leid und das Glück der Menschen. Keinem Wesen oder Ding kann er den Eintritt in seine Seele verwehren, vor keinem Phantom die Augen verschließen. Es ist, als ob seine Augen keine Lider hätten. Der Dichter ist eine Art Präzisionsinstrument der Stimmungen. Seine Bewunderung gilt dem Ewigen wie dem Gegenwärtigen. »London im Nebel mit gespenstigen Prozessionen von Arbeitslosen, die Tempeltrümmer von Luxor, das Plätschern einer einsamen Waldquelle, das Gebrüll ungeheurer Maschinen«.⁴ Nüchtern konstatiert Hugo von Hofmannsthal, dass der geistige Adel des Dichters nicht erkannt werden kann in einer Epoche, die durch das Interesse an der rohen Materie des Daseins geprägt ist. Für Poesie ist kein Raum, es triumphieren die Zeitungen, die Reallexika und die wissenschaftlichen Handbücher. Nur Kinder und Frauen, die Randfiguren im gesellschaftlichen Gefüge, lesen noch Dramen und Gedichte. Sie hören »dem lautlosen Bruder aller Dinge« zu.

Manche freilich ...

Manche freilich müssen drunten sterben,
 Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
 Andre wohnen bei dem Steuer droben,
 Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
 Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,

Andern sind die Stühle gerichtet
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
Leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
In die anderen Leben hinüber,
Und die leichten sind an die schweren
Wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
Schlanke Flamme oder schmale Leier.⁵

Dies schreibt der Siebzehnjährige. Seine Heimat ist das Österreich vor dem Ersten Weltkrieg, der habsburgische Vielvölkerstaat. Hofmannsthal liebt die festliche Kultur seiner Heimatstadt Wien und erlebt schmerzhaft den dramatischen Bedeutungsverlust seines Landes. Unter der Federführung des österreichischen Staatskanzlers Clemens von Metternich war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Europa nach Napoleon neu geordnet worden. Sein System basierte auf der im 18. Jahrhundert verbreiteten Vorstellung einzelner miteinander verbundener Teile, die durch die kleinste Störung aus dem Gleichgewicht geraten. Der preußische Kanzler Otto von Bismarck ersetzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese Idee der ausbalancierten Harmonie der europäischen Mächte durch sein an der Empirie orientiertes Konzept einer internationalen Staatenordnung. Konkret heißt das, dass der Stärkere siegt und den Ton angibt. Darwin ersetzt Metternich, und das nüchterne Preußen triumphiert über das barocke Österreich.

Die Welt, die den österreichischen Vielvölkerstaat hervorbrachte, ist längst untergegangen, aber er existiert weiter. Nicht nur außenpolitisch ist Österreich aus der Zeit gefallen. Für die europäischen Staaten war die wichtigste Herausforderung des 19. Jahrhunderts der Umgang mit dem Phänomen der Revolution, das sich als ein Zustand der kollektiven Leidenschaft darstellt. Die emotionalen Ausbrüche der Straße und der Wunsch nach nationaler Selbständigkeit müssen in einem dynastisch-übernationalen Staatsgebilde wie Österreich auf Unverständnis stoßen. Der Nationalstaat ist ein vergleichsweise schlichtes Konstrukt im Gegensatz zu dem labyrinthischen Vielvölkerstaat der Donaumonarchie mit seiner überwältigenden historischen Symbolik. Dieses Gesamtkunstwerk wird von Hof, Adel und Bürgertum mit wohltemperiertem Gefühl bedacht. Man lebt – wie die geadelte Familie von Hofmannsthal – nach außen hin angenehm in starren, überlieferten Formen, scheinbar ohne Sorge für das soziale Ganze. Die nationalen Bewegungen dagegen setzen Gefühle frei und operieren mit politischen Leidenschaften, die dem habsburgischen Universum fremd sind. Europa entwickelt sich weiter, doch Österreich bleibt stehen mit einem Kaiser, der als seltsam zarte Erscheinung mit achtzehn Jahren auf den Thron gekommen war und mittlerweile aussieht wie der liebe Gott. Hofmannsthal bezeichnet den Kaiser und das gesamte Herrscherhaus als »von der Menschheit Abgesprengte«. Ihre lebenslange Gesellschaft finden sie in Lakaien und Mätressen, mit denen zusammen sie auf irgendwelchen Schlössern die Zeit totschiessen. Österreich ist das Stiefkind der Geschichte, eigen, sorgenvoll und einsam wie sein Kaiser.

Im Herbst 1894 tritt Hofmannsthal dem österreichischen Heer bei. Er unterbricht sein Studium und meldet sich für ein Jahr als Freiwilliger, landet in einer Garnison in Mähren. In seinen Briefen nach Hause schreibt er über das Heimweh, stundenlange Ausritte über Stoppelfelder, altösterreichische Rittmeister, elende Unterkünfte, blasse, lautlose Blitze in der Nacht, Subalterne »von einer wertlosen Gutmütigkeit«, Mohnfelder, podolische Sommer, Ruthenen mit dunklen Kindergesichtern und geraden Augen wie Hunde, großer Langeweile und Verlassenheitsgefühlen in einem von Myriaden Fliegen summenden Zimmer. In seinen lichtgelben Hosen und im hellblauen Waffenrock sitzt er inmit-



Kaiser Franz Joseph I. (2. v. li.) mit seinen Brüdern, den Erzherzögen
Karl Ludwig, Maximilian und Ludwig Viktor, um 1860.
Berlin, Sammlung Archiv für Kunst und Geschichte

ten dieser kotigen und öden Welt. Seine Kameraden sind Offiziere mit klangvollen Namen wie Radetzky, Kinsky oder Taxis. Ein Hauch von Wallenstein umgibt diese jungen Männer. Ihre Gestik und Mimik ist im übrigen Europa sonst nur noch auf Porträts im Museum zu sehen. Hofmannsthal speist und spielt Tarock mit diesen Ausgestorbenen. Er genießt es, sie zu beobachten. Zwischen depressiven und heiteren Phasen schwankend, Trost bei der Lektüre von Pindar, Goethe und D'Annunzio suchend, gerät er in einen Zustand der Indolenz. Das Jahr und die Monate bei seinem Regiment erlebt er als eine Zeit der Reifung. An den trostlosen Rändern des Reichs wird ihm bewusst, dass er der Kunst nicht entgehen wird. Für ihn gibt es nichts Unbedeutendes. Das Flüchtige versteht er zu fassen, und das Triviale ist für ihn voller Geheimnisse. Er bezeichnet sich als einen, der durch den Sturm der Zeit schwimmt »zwischen den Zähnen die Krone der Kunst«.⁶ Seinen Vater lässt er wissen, dass ihn das Bürgerliche Gesetzbuch überhaupt nicht interessiert. Hugo von Hofmannsthal wird ernster und härter, er nimmt eine Korrektur seines Begriffs vom Leben vor: Für die meisten Menschen ist es freudloser und erbärmlicher, als man denkt. Das schöne Leben, das er bislang führen konnte, hat ihn verarmt und geschwächt.

Fern dem elterlichen Einfluss gewinnt er eine andere Perspektive auf die menschliche Existenz. Bereits in Wien, bevor er zum Militärdienst einrückte, war er des Subtilen, Psychologischen und Impressionistischen überdrüssig geworden. Der leere Ästhetizismus nervt ihn zunehmend. »Denn es scheint mir sehr darauf anzukommen, dass die Kunst vom Standpunkt des Lebens betrachtet werde.«⁷

In einem leeren Stall nahe der Kaserne liest er im Mai 1896 in einem englischen Trauerspiel aus einer Zeit, in der die Menschen keine Worte hatten, um auszudrücken, wie unglücklich sie sind. Hofmannsthal ist selig darüber, »die Schönheit des Hereinkommens und Abgehens aller Personen« zu spüren und zu verstehen. Das Alleinsein, die Schlaflosigkeit sowie das Zusammenleben mit der elenden Landbevölkerung haben erst dazu geführt, dass er die Tragödie recht begreifen kann. Der junge Lyriker, der in Uniform im Stall sitzt, hört den Lockruf einer Kunstgattung, durch die der Dichter sich mit dem realen Leben verknüpft und gleichzeitig von ihm ablöst. Doch noch fühlt er sich der Tragödie nicht gewachsen. Es ist mysteriös genug, wie aus einem Lyriker ein Dramatiker werden kann.

Die erste Begegnung der beiden wichtigsten Lyriker des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts soll nachts in einem Wiener Kaffeehaus stattgefunden haben. Hofmannsthal sitzt und liest, als George an seinen Tisch tritt und ihn fragt, ob er Hofmannsthal sei. Danach soll der sechs Jahre ältere George dem Gymnasiasten Hofmannsthal gesagt haben, dass er auserwählt sei. Auserwählt zu was bitte? Auserwählt, denen anzugehören, welche ahnen, »was das Dichterische sei«. Mit dieser filmreifen Szene setzt eine Beziehung ein, die nach nur wenigen Tagen, einigen Gedichten, Spaziergängen und Briefen zerstört sein, das Leben und die Kunst beider Männer jedoch nachhaltig prägen wird.

Da sitzen sich also in einer Dezemberrnacht 1891 zwei junge Männer gegenüber, die beide Gedichte schreiben. Hofmannsthal, sehr begehrt und sehr verwöhnt, altklug und kindlich, ist es gewohnt, mit seiner Leichtigkeit und Begabung zu beeindrucken. George dagegen ist unbekannt und fremd, wirkt dunkel und schwer. Noch gibt es keinen, der ihn Meister nennt. Stefan George, aus einer bäuerlich-handwerklichen Familie stammend, ist eine deutsche Kleinstadtexistenz. Bei Aufenthalten in London und Paris glaubt er, mit dem »Gift der Nacht« die Enge der Provinz vertrieben zu haben. Nun fühlt er sich als Kosmopolit und ist aufgebrochen zu seiner lebenslangen Wanderschaft. George ist auf der Suche nach Bedeutung. Was der siebzehnjährige Hugo von Hofmannsthal bereits zu haben scheint, reklamiert auch er für sich. Später, als seine Worte mit Gold aufgewogen werden, wird er einer seiner Jüngerinnen kundtun, dass er unter Tausenden den Einen traf: Und es war ein Schulbub.

Das hört sich nach einer Geschichte aus der Bibel und dem unerklärlichen Ratschluss Gottes an und ist auch genau so gemeint. George lockt Hofmannsthal nicht mit der üblichen Dichtergeselligkeit. Vor sich sieht er das neue Land der Seele und des Geistes. Die Einzigen, die die



Hugo von Hofmannsthal
am Schreibtisch, Paris 1900

geistige Allianz zur Schaffung dieses Landes schmieden können, sind der Schulbub und er.

Wie kann Hofmannsthal so etwas glauben? Im Gegensatz zu George hat er doch einen Namen, und auch der zukünftige Ruhm ist ihm sicher. Eine Verbindung der beiden kann allenfalls George nutzen, aber warum lässt er sich darauf ein?

Stefan George ist anders als die Dichter, die Hofmannsthal bislang kennt. Arthur Schnitzler, Hermann Bahr und Felix Salten sitzen unter roten Lampenschirmen, trinken Cognac, träumen von ihren verheirateten Geliebten und Liebesnachmittagen auf weichen Polstern. All dies – samt der Lektüre von Barrès, Barbey d'Aureville und Bourget – riecht nach Imitation der Pariser Bohème von 1840. George dagegen kommt aus der Jetztzeit und berichtet über die Zukunft. Es fallen die Namen Baudelaire, Mallarmé, Rossetti und Verlaine. Der Deutsche verfolgt ein Projekt: Eine Vereinigung Gleichgesinnter will er gründen. Überall in Europa gibt es Verbündete, und der Schulbub soll dazugehören. Diese Nachricht erleichtert Hofmannsthal: Er ist kein vereinzelter Sonderling. »Ich fühlte mich unter den Meinigen, – ohne einen Schritt von mir selber weg tun zu müssen. Die ganze neue Welt war da – und durch das



Stefan George.
Foto: Friedrich Müller

plötzliche Hervortreten dieses Menschen als eine lebende Welt beglaubigt; ich war bereichert wie einer, der eine sehr große Reise getan hat und ein neues Land als geheime zweite Heimat erkannt hat.«⁸

Vielleicht kann nur ein geliebtes Einzelkind die eigene Generationenlage so poetisch und scharfsinnig fassen, wie es Hofmannsthal getan hat. »Wir haben nichts als ein sentimentales Gedächtnis, einen gelähmten Willen und die unheimliche Gabe der Selbstverdoppelung. Wir schauen unserem Leben zu; wir leeren den Pokal vorzeitig und bleiben doch unendlich durstig.« Im Besitz den Verlust und im Erleben das Versäumen empfinden. Feinfühlig, doch zu müde für heftige Erregungen. Drei Seiten Nietzsche ersetzen die Abenteuer des Lebens. Innere Ebbe.

George ist aus anderem Holz geschnitzt. Vor Hofmannsthal steht ein Mann, in dem der Wille dominiert und der seine Nerven im Griff hat. Der Unbestimmtheit seiner Zeit tritt er mit dem Anspruch entgegen, die neue Dichtung zu repräsentieren. George definiert sich als Herrscher auf der Suche nach Gefolgschaft. Er hat den Schlüssel dazu, die anstehenden Aufgaben zu lösen. Hofmannsthal muss fasziniert sein von diesem Künstler, der nicht vom Leiden, sondern vom Erobern zu ihm spricht.

Hofmannsthals Welt ist geprägt von Distanz, Zurückhaltung und Etikette. Die Menschen kommen einander nicht zu nahe, halten Abstand

zueinander. Das Direkte stößt ihn ab. George schert sich weder um bürgerliche Sitten noch um halbaristokratische Etikette. Er ist ein ausgesprochen höflicher Mensch, doch geht es um ihn und damit um die Kunst, akzeptiert er weder Grenzen noch Regeln, noch Beschränkungen. Das bekommt auch Hofmannsthal zu spüren. Wie es sich für einen Dichter gehört, widmet er kurz nach dem ersten Treffen George ein Gedicht:

Einem, Der Vorübergeht

Du hast mich an Dinge gemahnet
Die heimlich in mir sind,
Du warst für die Saiten der Seele
Der nächtige, flüsternde Wind

Und wie das rätselhafte
Das Rufen der athmenden Nacht
Wenn draußen die Wolken gleiten
Und man aus dem Traum erwacht:

Zu weicher blauer Weite
Die enge Nähe schwillt
Durch Pappeln vor dem Monde
ein leises Zittern quillt ...⁹

George zeigt sich entzückt und ist dennoch pikiert, dass er für Hofmannsthal nichts anderes sein soll als »einer, der vorübergeht«. Sollte der Schulbub ihn nicht verstanden haben? Er will mit ihm eine neue Welt schaffen, die auf Dauer angelegt ist und in deren Mittelpunkt seine Dichterperson stehen wird. Kaum sind sich die beiden begegnet, schon haben sie sich verfehlt. Ein gewisser Misston macht sich von jetzt an in ihrer ohnedies knapp gehaltenen Korrespondenz bemerkbar.

Um die Weihnachtstage gehen Billetts hin und her, Verabredungen werden getroffen und wieder verschoben, Bücher geschenkt und Hoffnungen geschürt. Am späten Nachmittag des Heiligen Abends besucht Hofmannsthal George in seiner provisorischen Wohnung in der Garni-

songasse. Hier muss er es mit der Angst zu tun bekommen haben. Er bannt George im Gedicht.

Der Prophet

In einer Halle hat er mich empfangen
Die rätselhaft mich ängstet mit Gewalt
Von süßen Düften widerlich durchwallt.
Da hängen fremde Vögel, bunte Schlangen.

Das Thor fällt zu, des Lebens Laut verhallt
Der Seele Athmen hemmt ein dumpfes Bangen
Ein Zaubertrunk hält jeden Sinn befangen
Und alles flüchtet, hilflos, ohne Halt.

Er aber ist nicht wie er immer war,
Sein Auge bannt und fremd ist Stirn u(nd) Haar.
Von seinen Worten, den unscheinbar leisen
Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen
Er macht die leere Luft beengend kreisen
Und er kann tödten, ohne zu berühren.¹⁰

George beglaubigt für Hofmannsthal nicht mehr das neue Leben, sondern den Tod. Wie konnte es zu diesem Gefühlsumschwung innerhalb nur weniger Tage kommen?

Stefan George ist ein eher kleiner Mann mit einem großen Schädel, der durch die Fülle seines Haares noch betont wird. Er hat einen knochigen Körper. In seinem Gesicht springt die breite, eckige Stirn vor, darunter liegen in tiefen Höhlen graue Augen, die gelbgrün funkeln können. Seine Ohren sind schön geformt, seine Nase groß und fleischig. Im Profil wirkt er markanter als frontal. Auffallend ist seine fahle Gesichtsfarbe, die den Eindruck einer gewissen Alterslosigkeit noch verstärkt. Ob sein neuer Freund alt oder jung ist, weiß auch Hofmannsthal nicht zu entscheiden. Er schildert George als einen Menschen »von sehr merkwürdigem Aussehen«, und an den hochmütigen und

leidenschaftlichen Ausdruck seines Gesichts erinnert er sich sein Leben lang.

Mit der Haltung seines schmalen, langgestreckten Mundes zeigt George der Welt seine Verachtung. In der Separation ist er geübt. Theodor Lessing beschreibt ihn als »gleichzeitig wunderbarlich und bedeutend, gleichzeitig närrisch und achtungsgebietend«¹¹. Den Kopf stolz in den Nacken geworfen, schreitet er wie ein Bischof durch die Straßen und erwartet, dass sich die Menge vor ihm teilt. Schon als Schüler hält er sich im Abseits. In Paris hat der Zwanzigjährige erfahren, dass der Künstler ein Außenseiter und deshalb ein Erwählter ist. Seinen Platz findet er am Rand der Gesellschaft. Der Künstler ist im Besitz einer höheren Wahrheit, die der breiten Masse verwehrt bleibt. Diese Botschaft empfindet George als befreiend. Endlich gibt es einen (wahren und tiefen) Grund für sein Abseitsstehen.

Mit seiner Kleidung drückt der Dichter seine Geisteshaltung aus. Die Jungwiener Dichter wie Hermann Bahr, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hoffmann, die im »Café Griensteidl« zusammensitzen, sind von ausgesuchter Eleganz. Miteinander eifern sie nicht nur um den literarischen, sondern auch um den modischen Ausdruck. Mit ihrer blankpolierten Eitelkeit und ihrem subtilen Geschmack wollen sie sich als absolutes Individuum von der großen Masse und vor allem von den Frauen absetzen. Der Künstler radikalisiert die modische Gewähltheit des *gentleman*. So gibt es im »Griensteidl« Pepita-Beinkleider, raffiniert gewählte Knopflochblumen, Sakkos aus Samt und kecke Hüte. Trotz dieses modischen Einfallsreichtums gelingt es George, dort aufzufallen. In seinem Anderssein wird er als ein Anderer anerkannt.

Seine französischen Dichterfreunde tragen gebundene Schleifen um den Hals, als wollten sie ihre kneifergeschmückten Köpfe noch betonen. Charles Baudelaire lässt seine Lavallière lässig flattern und blickt dazu finster. Diese gekonnten spätromantischen Spielereien kommen für George nicht in Frage. Er kleidet sich korrekt. Sein Gesicht ist nackt. Ohne Brille, Kneifer oder Bart. Enge schwarze Anzüge umschließen seine schlanke Gestalt. Der Dichter Stefan George gibt das Bild schmuckloser männlicher Perfektion ab. Dass ein gutgeschnittener Anzug mit dem nackten männlichen Körper spielt, das weiß er als Leser von Mode-

magazinen. Besonderen Wert legt er auf den Hals, das Verbindungsstück zwischen der hohen Brust und dem stolzen Kopf. Da sein Hals etwas kurz geraten ist, streckt und betont er ihn durch hohe Hemdkragen und Krawatten. Sein Kinn wirkt auf diese Weise hochmütig, der Hals starr. So bildet sich eine statuarische Körperhaltung heraus, die er im Verlauf seines Lebens professionalisiert und die seine selbstgewählte Distanz zu den Menschen symbolisiert. Vor dem Adamsapfel duldet er das einzige dekorative Element seiner Kleidung, einen bevorzugt gemusterten Plastron. Dieses vollkommen nutzlose Kleidungsstück ist dem Mann vorbehalten. Ursprünglich von kroatischen Reiterregimentern stammend, betont es die Virilität seines Trägers.

Hofmannsthal wird von seinen Eltern wie eine seltene Kostbarkeit gehütet. Gekleidet ist er nach der neuesten Mode, fast wie einer der blasierten Pariser *petits crevés*. Mit seinen »pfirsichfarbenen Wangen«, der gertenhaften Biegsamkeit und natürlichen Anmut seines Körpers erinnert er an ein junges Mädchen. Und eigentlich wäre er auch lieber ein Mädchen, wie er einem Freund gesteht. In der Frauenmode kennt er sich so gut aus wie George bei edlen Herrenstoffen und feinen Tuchen, und man ist erstaunt, welche differenzierte Überlegungen er zu Spitzenkapotes, Gigot-Ärmeln, Atlasstoff, Crêpe de Chine und viereckigen Dekolletés anzustellen vermag. Der junge Dichter ist sich seiner Wirkung vornehmlich auf Männer sehr wohl bewusst. Gewohnt zu gefallen, liebt er den Flirt. Mit Hermann Bahr, den Hofmannsthals »zutrauliche Mädchenaugen« entzücken, kommt er sich vor wie ein »Liebespaar in einem Zeitungsroman«, und er schildert ihn einen schlechten »Frauenpsychologen«. Eindeutig nimmt er die Position des weiblichen Parts ein und schwärmt von Goethes Mignon, dem »dritten Geschlecht«. Jakob Wassermann bemerkt über Hofmannsthal, dass in seiner Natur »so viel Weibliches . . ., zart Frauenhaftes sogar«¹² war. Jeder Mann, den er sich zum Freund nimmt, fühlt sich an seiner Seite als wirklicher Mann. Das ist das Geheimnis seiner Wirkung auf Männer.

Im Fall von George, der die Männer liebt, hat dies fatale Folgen. Die »Tage schöner Begeisterung«, von denen George rückblickend wehmütig schreibt, waren für ihn Tage glücklichen Verliebtheits. Am Nachmittag des Heiligen Abends muss Hofmannsthal klar geworden sein, dass

es George ernst meint. Was für ihn nur ein Flirt war, ist für den anderen ein großes Gefühl. Weil er mit der Situation nicht umzugehen weiß, nimmt er Reißaus. Angeblich verbringt er die Tage zwischen den Jahren auf dem Land. Ist unerreichbar. Derweil wartet George, wird unruhig und ahnt Hofmannsthals fingierte Abreise. Er schickt eine Mahnung los, steht vor der Tür der Wohnung Hofmannsthals und erkundigt sich nach der Rückkehr des jungen Herrn. In seiner wachsenden Verzweiflung fängt er ihn auf dem Schulweg ab. Jetzt weiß Hofmannsthal, dass die Angelegenheit nicht ausgestanden ist. Nichts in den Briefen Hofmannsthals deutet darauf hin, dass er sexuelle Erfahrungen hat. Schwärmereien für junge Damen, Flirts mit älteren Herren – mehr scheint nicht zu sein. Er gibt gern den Verführerischen, ohne je Verführung erlebt zu haben.

Beide Dichter befinden sich in höchster Not. George fürchtet, dass Hofmannsthal ihn fallenlässt, und Hofmannsthal fragt sich, wie er George loswerden kann. Der Verliebte setzt alles auf eine Karte: »Schon lange im Leben sehnte ich mich nach jenem Wesen von einer verachtenden durchdringenden und überfeinen Verstandeskraft die alles verzeiht begreift würdigt und die mit mir über die Dinge und die Erscheinungen hinflöge ... Und endlich! wie? ja? ein Hoffen – ein Ahnen – ein Zucken – ein Schwanken – o mein Zwillingbruder –« Der stolze Mann gesteht Ängste und Zweifel. Sein Brief endet: »Schweigen Sie. Sie sind der einzige der von mir solche Bekenntnisse vernahm. Darin bau ich blind auf Sie.« Unterzeichnet: »Einer der Vorübergeht«.¹³

Hofmannsthal ringt sich eine Antwort ab, die vergleichsweise nichtsagend ausfällt. Hartnäckig setzt George nach, fordert das Ende des Versteckspiels, will ein Treffen, bei dem er sein »tactloses Drängen« persönlich erklären kann. Daran allerdings zeigt Hofmannsthal kein Interesse. Er hat Angst, traut sich nicht mehr aus dem Haus, will nur seine Ruhe haben. Um George mundtot zu machen, schreibt er ihm einen Brief, dessen Inhalt dieser als ehrabschneidend empfunden haben muss. Diesen Brief gibt es nicht mehr. George hat ihn wohl vernichtet. Aus seinem Antwortbrief kann man ersehen, wie sehr er ihn verletzt hat. Worte genügen nicht, um die ihm zugefügte Schmach zu sühnen.

Also auf etwas hin und gott weiss welches etwas »das Sie verstanden zu haben glauben« schleudern Sie einem gentleman der dazu im begriff war Ihr Freund zu werden eine blutige kränkung zu. Wie konnten Sie nur so unvorsichtig sein, selbst jeden verbrecher hört man nach den schreiendsten indizien. Sie sehen ich rede ganz gesezt und wenn Sie nach einigen tagen gelassen denken oder nach jahren so werden Sie mir (mit Ihren werten eltern deren einziges kind Sie sind!) sehr verbunden sein dass ich soviel ruhe bewahrte und nicht sofort das veranlasse was mit Ihrem oder meinem tod endet. Jede andre aufklärung muss ich natürlich verweigern bevor Sie den inhalt Ihres briefes zurückgenommen haben Ich muss Sie sofort sprechen: spielen Sie nicht übermütig mit dem leben¹⁴

Dem wartenden Überbringer gibt Hofmannsthal seine knappe Antwort mit. Die Nerven waren es. Er bittet um Nachsicht. George hat mehr erwartet. Von einem Duell sieht er ab, auch wenn der Schlag noch in seinem Gesicht brennt. Zwei Möglichkeiten bleiben: »Ich sage also: entweder Sie suchen meine achtung und meine zuneigung (die Sie so schmählich auslegten) wieder völlig zu erlangen oder: wir setzen einen status tolerabilis fest. Einer von uns verlässt die stadt ich nämlich – denn Sie können nicht.«¹⁵ Der Brief endet mit der Forderung nach einem unverzüglichen Treffen.

Doch Hofmannsthal lässt sich nicht darauf ein. Wahrscheinlich hat er Hermann Bahr eingeweiht, denn ihm schickt er einen Hilferuf, den er mit seinem Pseudonym »Loris«¹⁶ unterschreibt: »Lieber Freund! Der Herr George kommt unaufhörlich in meine Wohnung und schreibt mir Drohbriefe. Meine Eltern sind sehr geängstet. Ich kann mich doch als Gymnasiast nicht mit einem Verrückten schlagen. Bitte kommen Sie sobald als möglich zu mir Salesianergasse 12 I Stock. Loris«.¹⁷

Das Duell, in den Kreisen Hofmannsthals wie auch Georges absolut unüblich, geht von einer Entscheidung zwischen Satisfaktionsfähigen aus. George hat demnach den aristokratischen Ehrenkodex auf die geistige Ebene verschoben. Der Duellforderung eines erwachsenen Mannes an einen Gymnasiasten haftet etwas Lächerliches an. George jedoch ist es bitterernst. Es geht ihm um Leben und Tod. Weil Bahr nicht zu Hause ist, schaltet Hofmannsthal seinen Vater ein. Hugo von Hof-

mannsthal senior vertreibt die Hysterie und mahnt die Contenance an. Aufgrund seiner Jugend und Unerfahrenheit hat sein Sohn auf ungeschickte Weise versucht, die Beziehung zu George, die sich »unerquicklich« gestaltete, zu beenden. Dieses Ungeschick bedauert er. Als Familienoberhaupt muss er jedoch George nachdrücklich darum bitten, den Verkehr mit seinem Sohn nicht zu erzwingen. Er versichert, dass er George keinesfalls verletzen will. Gerne könne er in den nächsten Tagen vorsprechen, er wird ihm die Gründe für sein Eingreifen darlegen.

Wie sehr George auf Aussöhnung hofft, sieht man daran, dass er das Angebot annimmt und Dr. Hugo von Hofmannsthal senior in seinem Bureau bei der Österreichischen Central-Boden-Credit-Bank aufsucht. Man kann nur mutmaßen, dass er nichts unversucht lassen will, um das gute Verhältnis wiederherzustellen. George beweist Mut, denn er ist der »Verfemte«, der darum fürchten muss, in die »Maschinerie der Sittlichkeit zu geraten« (Theodor W. Adorno). Auf »Unzucht wider die Natur mit Personen desselben Geschlechts« steht in Österreich schwerer Kerker von einem bis zu fünf Jahren. Das Gespräch mit dem Vater Hofmannsthals sorgt dafür, dass George sein Gesicht wahren kann. Zwei Tage nach der dramatischen Zuspitzung verlässt er Wien Richtung Paris.

Und was macht Hofmannsthal? Er gibt Bahr umgehend Entwarnung. »Ich war weniger beunruhigt als peinlich berührt; und hoffe Sonntag schon den letzten Bericht ›vom anderen Ufer‹ über dieses symbolistische Experiment erstatten zu können. Allerherzlichst Ihr Loris.«¹⁸

Mit dieser Briefkarte begeht Hugo von Hofmannsthal Verrat an Stefan George. Aus seinen Zeilen spricht die Angst, sich lächerlich gemacht zu haben. Hat er sich zu sehr mit dem homosexuellen George eingelassen? Hat darunter etwa seine Männlichkeit gelitten? Kaum ist George vertrieben, sucht er den Schulterchluss mit den bewährten Künstlerfreunden. George ist abgereist, aber er ist deshalb nicht für immer verschwunden. Die Begegnung und die Verfehlung werden für beide Künstler noch ein Nachspiel haben.

Als Nächstes begeistert sich Hugo von Hofmannsthal für eine plumpe Frau, die auch sonst nach nicht viel aussieht. Ihre Nase ist klein, und ihre Wangen hängen schlaff herab, obwohl sie erst knapp über dreißig ist. Man könnte vielleicht ihre großen Augen als schön bezeichnen, wenn nicht ein seltsam unglückseliger Ausdruck in ihnen liegen würde. Eleonora Duse sieht aus, als ob sie viel weinen würde. Und dennoch liegen ihr die Männer zu Füßen. Die Duse ist – wie Kaiserin Elisabeth »Sisi« von Österreich oder die russischen Anarchistinnen – eine der weiblichen Übergangsfiguren zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert.

Als Kind von Komödianten hat sie ihre Kindheit und Jugend auf Wanderbühnen zugebracht. Ihr Publikum waren die Armen gewesen. Als erwachsene Frau zieht sie mit ihrer Schauspieltruppe durch Europa und Amerika. Wenige Wochen nach Stefan Georges Abreise gibt sie ein Gastspiel in Wien. Die erste Vorstellung war halbvoll. Das Publikum besteht hauptsächlich aus Italienern sowie dienstfreien Komödianten, Kritikern und Schriftstellern, die von der Duse schon gehört haben. Sie sorgen dafür, dass sie bei der zweiten Vorstellung bereits eine stadtbekanntere Berühmtheit ist. Hofmannsthal, dessen Freund Hermann Bahr Eleonora Duse nach Wien gebracht hat, war ab der ersten Vorstellung dabei. Zurück aus dem Theater schreibt er in der Nacht an seinen Freund Arthur Schnitzler:

»Wenn Sie sich die Duse nicht ansehen, wenn auch auf der letzten Galerie und stehend, versäumen Sie mehr, als Sie sich vorstellen können. Loris

Ich gehe zu Nora und Fernande. Alles andere ist jetzt gleichgiltig.«¹⁹